

Georg Schneider

Auf einem spanischen Fischmarkt

Aus welchen Fischgründen, aus welcher Fauna mögen sie gekommen sein? Es ist Morgen, und noch um Mitternacht, da die Lampen der Fischerboote die Meeresfläche absuchten und ihre goldenen Lichtspeere in das durchscheinende Dunkel der unruhigen Tiefe warfen, noch vor wenigen Stunden lebten sie, schwankende, schwebende Träume, Atem, Gedanken eines anderen Elements, Algenschleier, Lilien und Lanzetten, Adern aus Erz, Silberschatz auf Gipfeln, die der Ozean verschlungen, mit Bernsteinpupillen und Tropfen aus Rubin oder Heliotrop, mit Flossen, wie Fächer geöffnet oder geschlossen wie sie, da sie keinen Widerstand mehr spürten, nicht mehr die ungeheure Strömung, die sie spielend durchschnitten, die Wucht des Weltmeers, die einzige Woge, die große, unsterbliche Brandung, die anrollt und es nicht ver-gessen kann, daß ihr die Erde Raum nahm, Besitz, Ländereien des mächtigsten König-tums, das es gibt auf unserer Erde, die ein Stern ist. Neptun beherrscht es, und der Schatten Odysseus' gleitet über seine Oberfläche hin. Es trug Col-umbus in seinen schönsten Irrtum.

Da liegen sie nun auf den schrägen Tischplatten, auf korbgeflochtenen Tel-lern, dargeboten dem Auge, das wählt, nicht wie das Auge des Mädchens vor den Blumenbeeten der Gärten, nicht nach dem Gesetz der adeligen Schön-heit und nicht nach der kristallinen Gestalt, den Ornamenten, der Farbe, den Zeichnungen und Stahlstichen auf durchsichtiger Haut, das wählt mit einer verborgenen Zunge gleichsam, die das Salz des Meerbodens absucht im kost-baren weißen oder leichtgetönten Fleisch, sein Arom, seine Bitterstoffe und ätherischen Öle, Jod aus Tang, aus Muscheln Kalk und das Chlorophyll der Algen und Zauberpflanzen, Flechten und Moose der phosphoreszierenden Tiefe, absucht mit einem Auge, das schmeckt und wählt und dabei ganz ver-gißt, daß es zum Sehen geboren, begierig, doch ohne Begehren sich begnügen sollte am Anblick der reinen, zwecklosen Schönheit.

Im wogenden Licht der dunklen, malachitgrünen, amethystenen Meerestie-fe hat sich diese Schönheit gebildet, Schleier und Kostüme, Rokoko und Re-naissance, und die einfache, hohe Gestalt einer hellenischen Königin könnte sich manchmal im Spiegel kristallener Verwandlung wiedererkennen, hier zwi-schen Blume und Tier, zwischen Schmetterling und Vogel, zwischen Steinen und glitzerndem Staub der Sternbilder im Wasser, das noch hintropft von den schrägen Tischen.

Man geht sie ab, die Reihen, und man ist erstaunt über die Kraft und Viel-gestalt der Natur: da liegt der Schwertfisch, der eine Sarazenerklinge als Schnabel hat wie der Brachvogel, und daneben der Hai, der ganz Maul ist, Blutgier, halboffenes Maul wie die Fuchsfalle des Jägers, Maul und Stoßkraft zugleich, die in der Schwanzflosse auf den Befehl des Kommandanten eines Düsengeschwaders wartet und bereit ist, beides auszulösen in der eleganten Bewegung, den senkrechten Aufstieg, den Blitz in die Höhe, oder den Sturz-flug in ungemessene Tiefen, in die sich unsere Netze nur langsam senken.

Erstaunt ist man auch über die Kälte der Natur und ihren Gleichmut, die beides hervorbringt und zuläßt, die liebeszarte Schönheit der Formen und Farben und die Raubgier, die ihrer nicht achtet und die Schönheit zerstört, wie wir unsre Tempel zerstören von Zeit zu Zeit.

Man geht sie ab, die Reihen, und ordnet diese uns ewig fremden Gebilde ein, diese Handvoll bläulicher Narzissen, diese kunstvollen Stücke eines Glasbläasers, diese gebuckelten Katzenleiber, diese Wappenschwerter, diese Lanzen, kaum fingergroß, diese Dolche und diese strahlenförmigen Sterne, die sich entfalten wie die Blüte einer Passionsblume, man ordnet sie ein in das Mineralreich der Edelsteine, in den Dämmerraum der Orchideenwälder zwischen Vogelflug und Blätterstille, zwischen den Sternbildern droben und denen unserer Seelen, die wie tanzende Flammen unter den Lidern beginnen, sobald wir sie schließen, und im Geheimnisvollen verborgen bleiben vor der blütigen Neugier der Welt, Tag- und Nachträume, bedrückend und erhöhend zugleich.

In abertausenden von Bildern und Gleichnissen hat sich die Natur versucht, ihre Phantasie, ihr Spieltrieb, ihr Schöpferwille und darüber doch nicht das Urbild vergessen, sodaß sie fast eines sind, der Schritt der Tänzerin, der Vogelflug und der Zug der Fische. Noch die Einzelgänger unter ihnen sind wie Schwestern und Brüder, farbige Träume einer wohl fremden und vielgestaltigen, doch in allem Großen geeinten Natur. Das Schweifende ist ihr zugehörig, und hier in den phosphoreszierenden Metallen hat sich ihre Lust zum vollkommenen Akt gesteigert. Die unendliche Finsternis des Meeres verlangte nach Unendlichem, dem lebendigen Golfstrom und seinen Silberadern.

Da liegen sie, die einen feucht, mit einem dünnen Glanz von Wasser auf der Haut, grünmoosig, glatt wie die Eisfläche eines Sees, die anderen mit Schuppen aus schwärzlich beschlagenem Stahl, von ihm bedeckt wie mit alten Panzerhemden, Stahl, der sie schützt, wenn sie dahinstreichen, das Wasser teilend, ungeheuer vorsichtig, gewandt und sicher, geübt in jeder blitzschnellen Wendung und doch gefährdet von Klippenrändern, Steinspitzen und Räubern. Sie werden Opfer oder schlafen sich in ihren Tiefen hinaus in den Tod.

Da sind ihre Augen, seltsame Smaragde, kaltfunkelnde Achate und Rubine, in einen Goldring gelegt, eingefast von Platin oder Bernstein, Hirtenaugen, Dirnenaugen, Spötteraugen, Seeräubernaugen, von denen die wilde, schöne Gewalt des Magiers ausgeht. Sie liegen in den Augenhöhlen wie die Spiegelscherben, Glas einer versunkenen Stadt, darüber sich, unsichtbar unserem Blick, die matten Lider des Todes herabließen für immer oder die Schatten eines Sombreros. Noch sitzt ihnen die Sanftmut, die Raubgier in den gewölbten, toten Augengläsern, aber auch die unendliche Trauer darüber, daß sie dem gleichen Gesetz, dem sie gehorchten, nun selber erlegen sind.

Die Tintenfische, gemarmort von den schwärzlichen Schatten der Asphodelentiefe, mit Streifen bräunlichen, blassen, roten, blauen Gesteins und den geheimen Vokabeln einer persischen Schrift in der Wölbung des Körpers, liegen neben dem königlichen Purpur des Hummers und dem glühenden Eisen der Langusten. Da liegen die gebogenen und barocken Steine neben jenen flachen, hauchdünnen, zu Blattgold geschlagenen, neben den Scheiben, aus Lapislazuli geschliffen, Irisblau auf durchscheinendem Grunde, hinter dem man noch die Finger der Fischfrau erkennt oder das grüne Moospolster, darauf sie ruhen. Für wen ward diese Schönheit gemacht, diese kühle Grazie, diese wol-

kenartige Trübe im reinsten Kristall, dieser phosphoreszierende Glanz, der erst in den Tiefen, in verschiedenen Schichten der Meeresschluchten und -gründe, verschieden zu leuchten beginnt?

Da ich gehe und den Fischmarkt verlasse, denke ich an eine ferne Stunde in Tarragona, während der mir ein Gassenjunge nachließ und einen krakelnden Tintenfisch in einem hölzernen Kästchen anbot und nicht losließ, bis ich ihn für ein Linsengericht nahm. Was sollte ich anfangen mit ihm? Ich trug ihn hinab zum Strand und gab ihn als Opfergruß an das Meer, seinem Element zurück, dem Dunkel, darüber die Geister des Lichtes schweben.

So blieb ich verschont von den Polypenarmen, und nie hat mir das Meer gezürnt und mir gern das Grobzeug im siedenden Öl überlassen und den kostbaren Fisch, der anders als der Schwan erst im Tode zu singen begann mit der Stimme des Feuers, in Öl und Wasser verzischt.

DER Markt. Spankörbe. Die in großen Trossen
Das Meer durchschwammen weit und weit hinaus,
Da liegen sie nun, rotdurchzogene Flossen
Und Silberschuppen, Saphir tiefsten Blaus,
Auf leichtgeneigtem Stein, auf Marmorplatten,
Die Augen starr, tot, ohne Lider, stumm
Im Aufschrei noch, die flachen, feuchten, glatten,
Die Körper wie ein Türkensäbel krumm,
Bestickt mit Edelsteinen, in der Stille
Erstarrter Strömung Glimmer, Diamant.
Die einen sind nur Mund, sind nur Pupille,
Die andern Boten aus dem Totenland.
Doch plötzlich regt sich, springt dort eine Scholle
Aus schwarzem Silber auf, schlägt mit dem Schwanz
Die Luft und sinkt zurück ins wundervolle
Kristallne Eis, in ihren eignen Glanz.

Hermann Gerstner

Bildnis einer Oase

Ich erinnere mich, wie wir zum erstenmal dieses Wunder der Wüste erlebten. Hasan hatte uns an die siebenhundert Kilometer landeinwärts gefahren. Über Asphaltstraßen, nackte Gebirge, Kies, Schutt, Geröll. Querfeldein über die Pisten.

Und dann ringsum nur Sand, Sand, Sand! Die Dünen der Sahara! Über Millionen von Quadratmeilen breitet sich das trockene Durstland aus. Hier sind die Oasen nur verlorene Punkte, eingesprenkelt in gelbe unfruchtbare Weite...

Warum hältst du, Hasan? Du deutest auf eine Fata Morgana am Horizont. Ich nehme mein Fernglas; aber es ist keine Luftspiegelung! Dort aus dem Sandozean wachsen wirklich hohe, grüne Palmen ins Himmelsblau! Das ist unser Ziel. Wo die Länder Libyen, Algerien und Tunesien aneinander grenzen, liegt die Oase Gadames. Sie wird von den Arabern „Perle der Sahara“ genannt. Sie ist die Königin der afrikanischen Oasen.

Hasan winkt uns, wir sollen wieder einsteigen. Unsere Augen sind vom Sonnenlicht geblendet, die Kristalle der Sanddünen blinken – mit jedem Kilometer, den wir gewinnen, kommt uns die Oase näher. Vor dem Stadttor müssen wir den Wagen abstellen. Hier noch außerhalb des Mauerrings versteckt sich die einzige Herberge unter Palmenwipfeln. Ein dunkelhäutiger Tuareg, der ganz in Weiß gekleidet ist, nimmt uns die Koffer ab. Im kühlen Zimmer können wir uns nach der tagelangen Fahrt erfrischen und umziehen.

Dann treten wir aus dem Schatten des Atriums auf eine Sanddüne hinaus, sie ist nur hundert Schritte weit von der Stadtmauer entfernt. Da sind wir noch in der Todeszone der vergilbten Wüste: kein Baum, kein Strauch, kein Grashalm! Vor uns aber, wie von göttlicher Hand aus dem Boden gezaubert, dieser grüne Kranz, der rings die weiße Häuserinsel einschließt. Zehntausende von Palmen trennen Leben vom Tod. Ein paradiesischer Gürtel, scharf abgegrenzt gegenüber dem nackten Sand. Und inmitten, wie von einem smaragdgrünen Ring gefaßt, die weiße Stadt! Du unterscheidest keine einzelnen Häuser, keine Straßen, es ist alles wie ein einziger, dicht aneinander geschmiegener Block. Eine verschlossene, abweisende Welt!

Wem ist dieses Wunderbild des grünen Palmenringes und der dazwischen lebenden weißen Stadt zu danken? Hasan sagt nur das eine Wort, das die tote Dürre überwindet: „Wasser!“

Wir pilgern zur nahe gelegenen Quelle „Ain el Fras“, der „Quelle der Stute.“ Hasan erzählt uns eine alte Sage: Als im 7. Jahrhundert der Islam in die Sahara vordrang, verirrte sich hierher ein Heiliger. Er war am Verdursten und betete zu Allah. Da klopfte die Stute, die den Heiligen getragen hatte, auf die Erde – und plötzlich schoß frisches Wasser aus dem Boden. Eine fromme Legende aus später Zeit! Die Einheimischen setzen das Alter der ehrwürdigen Quelle viel früher an, sie geben ihr fünf Jahrtausende. Nicht mit einem erquickenden Strahl quillt die „Quelle der Stute“ aus dem Grund. Es ist ein